

„Und aller Fluch der ganzen Kreatur“

– Gottfried Benn zum 90. Geburtstag. –

Er wäre am 2. Mai dieses Jahres neunzig geworden – eigentlich noch kein Alter für einen Toten und kaum ein Anlaß für ausgedehnte Jubiläumsfeiern. Trotzdem klammert sich unsere Erinnerung immer gern an solche runden Zahlen, zumal wenn sich ein postumer Geburtstag mit unserem nicht totzukriegenden Bedürfnis nach Wiedererweckung und Auferstehung trifft. Was möglicherweise respektlos klingt, möchte nur verwundert erscheinen, insofern wir ja schon viele geschätzte Hingegangene der expressionistischen Generation in Frieden haben schlummern lassen, ohne daß sich unser Gedächtnis mit mahnenden Zwischenrufen gemeldet hätte. Wenn ich recht informiert bin, wurden die hundertsten Geburtstage von August Stramm und Ferdinand Hardekopf so lieblos zur Kenntnis genommen wie die neunzigsten von Jakob van Hoddis und Carl Einstein, und ich wage mit Grund zu bezweifeln, ob uns Benns 1886er Jahrgangsgenossen Paul Boldt, Hugo Ball, Albert Ehrenstein und Max Herrmann Neißer noch einmal ausführlicher beschäftigen werden.

Die Frage, die mich bewegt, heißt dabei einfach: warum auf der einen Seite diese Friedhofsruhe und auf der anderen ein fast schon aufgeregtes Bemühen, dem Erinnerungsvermögen auf die Beine zu helfen. Lassen wir im Moment einmal gänzlich dahingestellt, wie viele Büchermeter lang ein literarisches Leben sein muß, um den genügenden Stoff für neue Ausgrabungen herzugeben – die Bennschen Hinterlassenschaften sind bequem zu überschauen. Wichtiger scheint mir, daß die nach und nach Nachgeborenen der heiligen Asche noch ein paar Lebensfunken für ihr eigenes Dasein glauben entnehmen zu können, denn nichts befeuert die Entdeckerlust so sehr wie die Hoffnung, sich selbst auf die Spur zu kommen. In seinem vielzitierten Essay „Das Genieproblem“ – einer literarischen Paraphrase des Buches *Genie, Irrsinn, Ruhm* von Lange–Eichbaum – beschäftigt sich übrigens gerade Gottfried Benn mit solchen Phänomenen aktueller Resonanzen und langfristiger Legendenbildung, um am Schluß mit einem Abstecher in die ungeliebte Soziologie zu folgern:

Genie wird nicht geboren, sondern entsteht. Nicht die Anlage, die Leistung, auch nicht der Erfolg allein genügt, um ein Genie zu werden, sondern es muß etwas anderes hinzukommen, nämlich die Aufnahme bei der Gruppe, beim Volk, bei der Zeit, häufig einer späteren. Genie muß erlebt werden. Man müßte also weniger von Genie sprechen, als von Geniewerdung, es ist ein extrem soziologischer Prozeß, der aber nichts zu tun hat mit einer metaphysischen und unklaren Reifung der Zeit für Persönlichkeiten und Ideen, es ist ein kollektivistisches Umformungsphänomen, am Ausgang steht die historische Figur und am Ende das Genie.

Seien wir zur Feier des Tages nicht überheikel und nehmen den „extrem soziologischen Prozeß“ als das, was er eigentlich meint: einen soziologisch interessanten Vorgang der Mythologisierung von geschichtlichen Erscheinungen. Auch wenn ihm die Gesellschaft und die Kunde davon gelegentlich ein bißchen durcheinandergelassen, ist es für Benn schon erstaunlich genug, daß er solche „kollektiven“ Resonanzböden überhaupt zur Kenntnis nimmt und daß er sich das Weiterwirken großer Geister ohne deren mittelbares oder unwillkürliches Mitschwingen gar nicht mehr vorstellen kann. Die Frage, wer wann was zum sympathetischen Resonieren bringt, ist auch keineswegs nur allgemein bewegend – sie führt uns direkten Weges auf unseren Jubilar und seinen neu geweckten Anklang zurück. Nachdem Gottfried Benn in den Jahren 1948 bis 1958 ziemlich einsam einen Typ von esoterischer Hochpoesie repräsentiert hatte, wie er nach dem Ableben Rilkes kaum noch denkbar gewesen war, wurde er in dem kurzen Jahrfünft der studentischen Kulturrevolution dann nahezu vergessen, um mit Beginn der Siebziger plötzlich wieder an den

Nerv einer neu gemischten Szene zu rühren. Auf den Glockenschlag genau, als der neue Konservatismus seine sogenannte „Tendenzwende“ einzuläuten begann (und das Bild des literarischen Gegenkönigs Brecht wie von ungefähr verblaßte), erinnerte man sich Benns als einer zu Unrecht vergessenen literarischen Bezugsperson, obwohl – wie wir inzwischen wissen – die Literatur allein noch nicht die gewünschte Musik und Qualität nicht unbedingt ein breite Echo macht.

Das Wiedererweckungswunder zu enträteln, kommen wir um einen kleinen historischen Repetierkurs denn auch nicht herum. Es gab einmal – so muß man heute vermutlich schon wieder bei Adam und Eva anfangen – eine märchenhafte Vorzeit, eine aurea aetas, eine legendäre Frühepoche, die glaubte, das ewige Leben gepachtet zu haben und die sich selbst für schlechthin unverbesserlich hielt. Es war eine Zeit ohne Vergangenheit (die sie verdrängte) und ohne ernstzunehmende geistige Zukunftsperspektiven (um die sie sich nicht kümmerte). Was ihre sozioökonomischen Glaubensfundamente anging, wählte sie sich durch so stationäre Begriffe wie „Wohlstand“ und so primitiv pragmatische wie „soziale Marktwirtschaft“ hinreichend definiert. Ihr Verhältnis im Raum schien einigermaßen zweifelsfrei durch „eiserne“ und „Bambusvorhänge“ bestimmt – sie dachte in „Blöcken“. Und wo das Blockdenken schon derart in Mode geraten war, daß man es für ein Naturgesetz der geistigen Auseinandersetzung hielt, schien es wiederum fast natürlich, daß eine Pennerparole wie „Keine Experimente“ in den Rang eines philosophischen Hoffungsprinzips rücken konnte.

Wenn man sie mal ein bißchen kritisch von der Seite her ansah, konnten einem die Gründerjahre unserer Bundesrepublik allerdings auch wieder ziemlich vernagelt erscheinen. Ihre blinde Arbeitsmoral, die sich für „Vergangenheitsbewältigung“ hielt, ließ die im dunkeln waltenden Verdrängungsmechanismen gar nicht übersehen. Ihr durch Maßhalteappelle und Eichhörnchenparolen dirigiertes Glaubensbekenntnis von Ruhe als der ersten Bürgerpflicht schloß eine Neigung zur politischen Demagogenverfolgung nicht aus. Ohne ihr nachträglich als ganzer den Prozeß machen zu wollen, schien sie den von kritischen Unruhegeistern in die Debatte gebrachten Begriff des „Restauratoriums“ vollauf zu rechtfertigen – eine mit sich selbst im sturen Einvernehmen befindliche Ruhestandsepoche, in der der Dichter Gottfried Benn den kulturellen Überbau mit nicht nur schlagenden, sondern auch haftenden und weiteres Verhaften verheißenden Stichworten belieferte.

Sein erstes Gedichtbuch, mit dem er nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in die Öffentlichkeit trat, hieß bezeichnenderweise *Statische Gedichte*. Das war ein Titel, den der Autor noch in der Reserve gehabt hatte und dessen eigene eiserne Reserven eigentlich dem Kriegsgeschrei und Schlachtenlärm der Hitler-Jahre gegolten hatte. Trotzdem war es natürlich kein Zufall, daß das restaurative Jahrzehnt zwischen 1948 und 1958 die würdige Stillhaltechiffre als Appell zum Ruhegeben verstand und die schöne Weise von innerer Fassung und äußerer Form als politischen Quietismus zur Kenntnis nahm. Schließlich stand der betont auf Haltung abhebende Titel ja auch nicht für sich allein, „Statische Poesie“, das hieß nach den Worten ihres Herrn und Autors: „Das Wort des Lyrikers vertritt keine Idee, vertritt keinen Gedanken und kein Ideal, es ist Existenz an sich“, was sich mit einigem Interpretationsaufwand auch als Nichteinmischungsformel deuten ließ. Und es hieß, in erneuter Rückwendung zu Nietzsches ästhetischer Weltauslegung: „Ästhetizismus, Isolationismus, Esoterismus – der Kranichzug der Geistigen über dem Volk“, was man gleich noch einmal als historischen Kompromiß zwischen artistischer Überheblichkeit und gesellschaftspolitischer Enthaltbarkeit verstehen konnte. Es bedeutete in direkter tagespolitischer Ausmünzung für den herrschenden Kulturkonservatismus aber auch: Bezweifelung von Geschichte als eines ernstzunehmenden Erkenntnisgegenstandes und Verketzerung unserer kritischen Eliten als einer erbarmenswert rückständigen Arriergarde – kein Schlag ins Kontor der neuen Gesellschaftsinhaber gerade, aber wohl ein verhängnisvoller Rückschlag für die Sache des Rationalismus in unseren, vom Licht der Aufklärung nur flüchtig gestreiften Landen.

Von den Verfehlungen des Zeitalters allgemein reden wäre billig, solange wir nicht bereit sind, auch eigene Verführbarkeiten kritisch in Rechnung zu stellen. Was war es eigentlich – so wäre vielleicht zu fragen –, was uns seinerzeit junge und auf gesellschaftliche Veränderungen militant erpichte Intelligenzler an Gottfried Benn so fesselte. Und warum verfielen wir, und gerade wir einer undialektischen Art zu denken, die für unsere sozialreformerischen Ideen nicht die mindeste Berührungsfläche hergab. Wenn ich versuche, so offen zu sein, wie es eigentlich kein taktisches Erwägen mehr erlaubt, fällt mir bedenkllicherweise nichts Bessere als das „Prinzip Haß“ ein. Das klingt für keinen der Beteiligten eben vorteilhaft, und schon gar nicht scheint es sich mit der klassischen Stele eines lyrischen „Statikers“ in Verbindung bringen zu lassen. Es entspricht als tendenziös einseitige Inanspruchnahme aber doch sehr genau einer an ideologischen Verkürzungen überhaupt nicht zu überbietenden Benn-Auslegung im konservativen Lager, das mit pharisäerhaftem Bedacht alle störenden, beleidigenden und beunruhigenden Züge aus seinem Dichterbild zu tilgen suchte. Absolut schonungslos vorgetragene Angriffe gegen einen kapitalistischen Verwertungsbetrieb beispielsweise, der aus jeder Völkerkatastrophe mit Gewinn hervorgeht. Ressentimentale Aggressionsgelüste und unverhüllte Neid-, Ekel- und Wutanwandlungen zum anderen, die ihre Herkunft aus unverschmerzten Konkurrenzkampfniederlagen überhaupt nicht leugnen können, auch vielleicht nicht leugnen wollten. Hinter einer allgemeinen Depressionsfolie aus Weltschmerz, Lebensekel und Bewußtseinsüberdruß lenken Haß und Verachtung immer wieder auf jenen bürgerlichen Tugendhimmel zu, in dem Geschäftsgeist und Profitgesinnung die tragenden Balken bilden. In einem so benannten *Prolog zu einem deutschen Dichterwettstreit* aus dem Jahre 1921 erscheinen die Aversionslinien jedenfalls so weit ausgezogen, daß sie auch 22 Jahre später noch an einen Hauptnerv des Systems rühren.

*Die Massenjauche in den Massenkühlen
die stinkt nicht mehr, die ist schon fortgetaut.*

*Die Börsenbullen und die Bänkeljulen,
die haben Deutschland wieder aufgebaut.
Der Jobber und die liederreichen Thulen,
zwei Ferkel, aus demselben Stall gesaut –
Streik? Doofe Bande! Eignes Licht im Haus!
Wer fixt per Saldo kessen Schlager raus?*

*Avant! Die Hosen runter, smarte Geister,
an Spree und Jordan großer Samenfang!
Und dann das Onanat mit Demos-Kleister
versalbt zu flottem Nebbich mit Gesang.
Hoch der Familientisch! Und mixt auch dreister
den ganzen süßen Westen mittenmang –
Und aller Fluch der ganzen Kreatur
gequälten Seins in eure Appretur.*

Zwei Strophen aus einem Zeitgedicht, die es in sich haben und die man sicher auch heute noch nicht gern in Sparkassenfoyers und anderen ideologiefreien Räumen vortragen würde – zu unerbittlich das durch kein augenzwinkerndes Sonnenscheinchen aufgelichtete Unbehagen in der Kultur, hinter dem drohender dann das Unbehagen an der bürgerlichen Profitgesellschaft steht. Ich wiederhole noch einmal: Unerbittlichkeit, Unversöhnlichkeit, Radikalität. Diese scheint zwar nicht unmittelbar mit jener Radikalität zu tun zu haben, die bei uns an den Grund der Verfassung rührt und seit einigen Jahren mit „Erlassen“ bedroht wird. Sie leitet sich letzten Endes aber aus den gleichen Leidensquellen her, das heißt aus der Verzweiflung an einer ausweglosen Einkaufs- und Verkaufsgesellschaft, in der jeder menschliche Wert zur Ware heruntergestempelt wird und das auf Unteilbarkeit getaufte Individuum nur noch als betriebskonformes

Teilstück überleben kann.

Verelendungs- und Entfremdungsbewußtsein sind eine Sache das durch bloßes willentliches Anziehen der Reflexionsschraube auch nicht zu stillende Zusammenhangsbedürfnis eine andere. Wo der pausenlose Betrieb der intellektuellen Umwälzpumpe nur eben die Unheilsgewißheit verstärkt, scheint es dann nämlich fast schon verständlich, wenn ein solches „Verlorenes Ich“ auf andere Heil- und Lösemittel sinnt als logisch-rationale, und sei es das besinnungslose Sichverlieren in regressive Wunschvorstellungen. Wie man sieht, bin ich also nicht sogleich bereit, meinen Stab über solche unaufgeklärten Rückwärtsphantasien zu brechen; es ist die Dichtkunst selbst ja schon ein Rückfall in eine Art des beschwörenden Sprechens, die dem unerbittlichen Vernunftkopf als der schiere Unsinn erscheinen muß. Sie versetzt den des holden Beziehungszaubers Bedürftigen mit poetisch-musikalischen Agitationsmitteln in Schwebestände, die ihn seiner angstbesetzten Isolation entheben. Und sie greift – wo sie sich ihrer eigenen Sache zu versichern und sie nach außen verständlich zu machen sucht – immer wieder zu solchen Gleichnisbildern des einigenden Rausches und der „magischen Partizipation“. Solange wir solche Praktiken noch nicht für verboten halten, wollen wir statt dem blöden Befremden auch lieber unserer besonderen Verwunderung Ausdruck geben, daß bei einem derart elaborierten Bewußtseinslyriker wie Benn eben doch nicht dreigestrichenes Bewußtsein das letzte Wort behält. In beschwörenden Apostrophen prärationaler oder subkultureller Daseinszusammenhänge („O daß wir unsere Urrurahnen wären, ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor“ – „O Nacht, ich nahm schon Kokain, und Blutverteilung ist am Gange“) äußert sich eine nicht auf den Kopf gegründete Zusammenhangssucht, der jedes Zaubermittel recht ist, das Gefühl der sozialen Dekomposition zu überwinden.

Vollkommen unbekannt sind uns solche Versuchungen und Träume ja nicht. Das idealische Wunschbild einer operativ noch unterteilten Urhorde mit gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeiten und gemeinschaftlich genossenen Beilagern, haben wir es nicht gerade eben noch in zahlreichen Kommuneexperimenten wiederaufleben sehen? Beziehungsweise ist das von Benn so benannte „Verlorene Ich, zersprengt in Stratosphären“ wirklich nur ein intellektuelles Kunstkonstrukt, oder sind wir ihm nicht in den letzten Jahren sogar häufiger begegnet: als zerfahrener Randgruppenexistenz, für die der Abhub in den Drogenhimmel zu den gewöhnlichen Alltagserfahrungen zählt? Selbst das merkwürdige Verlangen, als Individuum im Kollektiv zu verlöschen und einen Lebensinhalt in Kutte und Uniform zu suchen, ist uns mittlerweile zu einem fast geläufigen Bild geworden – geläufig wie die Fahndungsfotos jener praktizierenden Radikalutopisten, die einem fanatisch verfolgten Gemeinschaftstraum zuliebe ihre bürgerlichen Identitäten in Rauch und Asche aufgehen ließen.

Hätten sie sich – so möchte man ihnen beinahe jetzt noch nachrufen – doch lieber rechtzeitig mit dem Wunderdoktor-Wahrsager Gottfried Benn beschäftigt als mit solchen tragischen Weltverkennern wie Bakunin und Blanquis – möglich, daß ihnen mit der Hoffnung auf exotische Gelobte Länder gleichzeitig auch der Wahrheitsblick für ihre Unerreichlichkeit geschärft worden wäre. Daß der schöne Schein der Utopie letzten Endes auch nur Fadenschein ist, hat er sich und den seinen niemals vorenthalten. Daß die Kunst nur momentan erleuchten, aber praktisch nicht erlösen könne, bleibt als „Fragwürdigkeitsfragment“ noch in der phosphoreszierendsten Phiolen. Aber wer weiß – vielleicht ist, was wir gern großgeschrieben DIE WAHRHEIT nennen, ohnehin nur eine Schnapsidee von Leuten, die sich gern hemmungslos ausquatschen wollen, und der Weg zum Heil viel eher mit Fragezeichen gepflastert.

*Meinen Sie, aus Habana,
weiß und hibiskusrot,
brähe ein ewiges Manna
für Ihre Wüstennot?*

[...]

*Ach, vergeblich das Fahren!
Spät erst erfahren Sie sich:
bleiben und stille bewahren
das sich umgrenzende Ich.*

Peter Rühmkorf, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.6.1976